

Das Erstaunliche und das Erklärbare

Die Naturwissenschaften blühen heute wie noch nie. Zugleich genießen sie bei der nachwachsenden Generation keine große Sympathie. Eine Zeitungsnotiz wirft ein Schlaglicht auf diese paradoxe Tatsache und deutet die Richtung einer Lösung an:

„Naturwissenschaft – nein danke!“ So haben immer mehr Schüler ihre Erfahrungen mit Physik und Chemie zusammengefaßt und diese Fächer so bald sie konnten abgewählt. Unter dem Eindruck von Ingenieurmangel und steigenden Anforderungen an das technische Wissen wollen der Verein Deutscher Ingenieure (VDI) und die Lehrerorganisation Deutscher Philologenverband das nun ändern. ... „Damit die Schüler Lust an den Naturwissenschaften bekommen, müssen wir ihnen das Staunen beibringen“, erläuterte der Vorsitzende des Philologenverbandes und Schulleiter Heinz Durner. Experimente sollen im Unterricht eine wichtige Rolle spielen, möglichst schon in der Grundschule. ... Durner: „Ein attraktiver Unterricht muß die Vorgänge in der Natur anschaulich machen, dann sind die Schüler auch fasziniert.“¹

Ohne Anschauung der Natur kein Staunen, ohne Staunen keine Faszination, ohne Faszination kein Frage-Interesse, ohne Frage-Interesse keine Liebe zur Wissenschaft. Es sind die Anfänge, die zugunsten des Fertigen vernachlässigt wurden. Die alte Einsicht, daß es keinen anderen Anfang der Wissensbemühung als das Staunen gibt, scheint sich wieder Bahn zu brechen.

Im folgenden versuche ich, diese Forderung und die ihr zugrundeliegende Empfindung etwas zu klären. Um das besser tun zu können, greife ich zurück auf Äußerungen über das „Sich-Wundern“ in der Geschichte der klassischen Philosophie und in der jüngeren Literatur.

Sich-Wundern und Staunen als Thema klassischer Philosophen

Als klassische und älteste Stelle ist eine Passage aus Platons „Theaitetos“ anzuführen:

„Das Sich-Wundern (thaumázein) ist ein Zustand, der sehr typisch ist für einen Philosophen (= einen Menschen, der nach Wissen strebt). Denn es gibt keinen anderen Anfang des Philosophie (des Strebens nach Wissen) als diesen.“²

Es lohnt sich, den Kontext dieser berühmten Worte näher anzusehen. Sie sind als Trost und Verteidigung für den jungen Theaitetos gesagt. Sokrates hatte ihn verwirrt mit zwei Aussagen. Auf die eine Seite stellte er das Prinzip, „daß etwas, dem nichts zugesetzt noch auch abgenommen wird, niemals weder wachse noch schwinde, sondern immer gleich bleibe“, auf die andere die damit offensichtlich im Widerspruch

stehende Tatsache, „daß ich, der ich diese bestimmte Größe habe, ohne zu wachsen noch das Gegenteil zu erleiden binnen Jahresfrist, jetzt zwar größer bin als du, der Jüngere, hernach aber kleiner, da doch ich von meiner Masse nichts verloren habe, sondern nur du an der deinen gewonnen hast.“ Und als Sokrates noch hinzufügte: „Du kommst doch wohl mit?“, hatte Theaitetos geantwortet: „Ich wundere mich ungemein, wie doch dieses wohl sein mag; ja bisweilen, wenn ich recht hinsehe, schwindelt mir ordentlich.“ Der noch recht junge Theaitetos gesteht hier eine Schwäche, derentwegen ihn die anderen vielleicht belächeln. Deswegen verteidigt ihn Sokrates mit den zitierten Worten über das Sich-Wundern und rühmt diese Schwäche. Denn eine Schwäche ist doch das Sich-Wundern; es ist ja ein Zustand, in dem man etwas hilflos erleidet (ein páthos), kein Zustand, in dem man, wie im Wissen, über den Sachen steht. Aber eben: Ohne das Erleiden und Aushalten dieser Schwäche kommt niemand ursprünglich zum Fragen und so zu eigener Erkenntnis.

Der griechische Ausdruck „thaumázein“, den Platon hier verwendet, geht auf das Wort „thauma“ zurück, das „etwas zum Anschauen“ meint. Er bedeutet also ungefähr so viel wie: in einem Zustand sein, in dem man vom Anblick einer Sache gefangengenommen ist, sei es, daß man sie bestaunt und bewundert, sei es, daß man sich über sie nicht beruhigen, sondern nur verwundern kann. Zu beachten ist, daß es sich beim Verwundern nur um den Anfang der „*philo*-sophia“, d. h. des *Strebens* nach Wissen handelt, und nicht schon um den Beginn des Wissens (der sophia) selbst. Es ist jedoch schon ein wirklicher, nicht nur ein möglicher Anfang des Wissenwollens. Denn die Verwunderung äußert sich unmittelbar in Ausdrücken der Form: „Das widerspricht aller Regel“ oder: „Das ist nicht möglich“ und in Fragen wie: „Ist das wirklich so, wie es zu sein scheint?“ und: „Warum ist das so?“, „Wie ist das möglich?“

Das Verwundern, um das es hier geht, bewegt sich also von vornherein im Umkreis des Wissens. Es ist etwas anderes als eine Bewunderung oder ein Bestaunen. Es ist vielmehr ein Wundern, das unmittelbar in die Form: „Ich möchte wissen“ übergeht, wie es im englischen Wort „I wonder“ vortrefflich zum Ausdruck kommt. Dieses Wundern bezieht sich also nicht nur, eine Suche motivierend, auf ein *künftiges* Wissen, in dem es zur Ruhe kommt. Vielmehr: Wundern kann man sich nur, wenn man *schon* etwas zu wissen glaubt. Insofern kann das Sich-Verwundern nicht schlechthin der Anfang des Wissens sein, sondern nur der Anfang einer je weiteren und neuen Bemühung um Erkenntnis. So ist das hier gemeinte „thaumázein“ von vornherein von beiden Seiten her von Wissen umschlossen.

Wenn eine Frage gelöst und Wissen gewonnen ist, hört das Sich-Wundern auf, jedenfalls über den Gegenstand dieser Frage. Denn das neu gewonnene Wissen ermöglicht es, daß neue Fälle von Erstaunlichem auftauchen. Und so kann es endlos weitergehen; das Verwundern findet immer neue Nahrung. Und selbst wenn, wie es für die Philosophie Platons und die Metaphysik überhaupt charakteristisch ist, sich das Streben nach Wissen in der intuitiven Erkenntnis des an sich Wißbarsten (des

göttlichen Wesens) vollendet, so hat doch auch dieser Zustand seine Weise des Wunderns. Es ist die Schau der höchsten Idee, die einmal das Gute, ein andermal aber auch das Schöne heißt. Im Zug des Aufstiegs zum Höchsten „wird der Mensch plötzlich ein von Natur wunderbar Schönes erblicken“³. Dieses Wunderbare motiviert freilich keine kopfschüttelnde Verwunderung mehr, sondern Bewunderung, die bis zu einer Art von Außersichsein gehen kann⁴. Diese „Schau“ ist, wie es auch das Sich-Wundern auf seine Weise war, ekstatisch.

Bei *Aristoteles* finden wir Sätze, die ähnlich klingen wie die Aussagen Platons: „Verwunderung (thaumázein) veranlaßte zuerst wie noch jetzt die Menschen zum Philosophieren.“⁵ Oder:

„Es beginnen ja alle mit der Verwunderung darüber, daß etwas so ist wie es ist, wie etwa bzgl. der automatischen Kunstwerke oder bzgl. der Wendungen der Sonne oder der Irrationalität der Diagonalen, denn wunderlich erscheint es jedem, der den Grund noch nicht erforscht hat, wenn etwas durch das kleinste Maß nicht meßbar sein soll.“⁶

Umgekehrt aber gilt:

„Über nichts würde sich ein der Geometrie Kundiger mehr verwundern, als wenn die Diagonale kommensurabel zu sein schiene.“⁷

Das Verwunderliche steht so im Gegensatz einerseits zum leicht Verständlichen und andererseits zum wissenschaftlich Verstandenen. Es steht am Übergang von zwei Graden des Verstehens. Ist der zweite Grad erklommen, hört es auf:

„Wer über eine Sache im Zweifel ist und sich wundert, ist darüber offenbar in Unwissenheit ... Sie philosophierten also, um der Unwissenheit zu entgehen.“⁸

Der gewöhnliche Mensch wundert sich, warum die Sonne einmal höher und einmal tiefer steht; der Astronom weiß, warum das so sein muß. Der Anfänger in Mathematik kann es nicht glauben, daß es nicht, wie im Alltag, für je zwei Strecken eine kleinste Strecke als gemeinsames Maß geben soll; der Mathematiker weiß, warum das für das Verhältnis von Seite und Diagonale des Quadrats nicht stimmen kann: Was dem gewöhnlichen Verstand als irrational gilt, nämlich die irrationalen Zahlen, ist ihm eine Ausweitung seiner Rationalität.

Der Wissende, insofern er ein solcher ist, ist über das Sich-Verwundern hinaus, doch nicht unbedingt über das Bewundern. Dieses findet seinen Ort in der Kosmo-Theologie des *Aristoteles*, in der die platonischen Elemente des „Guten“ und des „Eros“ verwandelt wiederkehren. Der Erste Beweger, der, um der erste sein zu können, selbst von anderem unbewegt sein muß, bewegt den Himmel und dadurch alles andere, so wie das Gute den Liebenden in Bewegung versetzt⁹. Das „Gute“ ist hier in der Tat das denkbar Beste und Glücklichsste. Das aber ist die aktuelle geistige Schau, die wir aus den wenigen Momenten kennen, in denen wir uns zu ihr in gewissem Maß erheben konnten:

„Wenn nun Gott in diesem guten Zustand, den wir nur manchmal erreichen, immer ist, dann ist das bewundernswert; aber wenn dieser Zustand bei Ihm noch besser ist (als bei uns), dann ist es noch bewundernswerter. Und genau das ist der Fall.“¹⁰

Bei *Thomas von Aquin* tritt das griechische „thaumāzein“ im lateinischen Gewand als „admiratio“ auf. Thomas hält sich im wesentlichen an Aristoteles, wie die folgenden Zitate zeigen:

„Im Menschen steckt ein natürliches Verlangen, die Ursache zu erkennen, wenn er mit einer als Wirkung gewußten Wirklichkeit konfrontiert wird. Daraus entsteht in den Menschen das Sich-Wundern.“¹¹ Oder: „Zu einem Sich-Wundern kommt es dann, wenn die Wirkungen offenkundig sind, die Ursache aber verborgen ist, beispielsweise, wenn jemand eine Sonnenfinsternis sieht und deren Ursache nicht kennt, so wundert er sich, wie es am Anfang der ‚Metaphysik‘ heißt.“¹²

Im Vergleich mit Aristoteles sieht man aber auch einige neue Aspekte der „admiratio“. Da ist zum Beispiel die enge Beziehung der „admiratio“ nicht erst zum Fragen, sondern schon zur Aufmerksamkeit als solcher: „Das Sich-Wundern bringt höchste Aufmerksamkeit hervor.“¹³

Im System der Emotionen, das *René Descartes* in seinem Werk „Les passions de l'âme“ (1649), aus dem im folgenden zitiert wird, entwickelt hat, finden wir, bezogen auf die von uns behandelte Sache, zum ersten Mal eine Definition. Aristoteles begnügte sich mit der Leitung durch den Gebrauch der Wortgruppe „thaumāzein“ im gewöhnlichen griechischen Sprachgebrauch. Die Definition, die Thomas gab, bestand in der etwas gewaltsamen Einordnung eines locker umschriebenen Phänomens in ein a priori konstruiertes Gefüge der menschlichen „passiones“ überhaupt. Descartes' Definition hingegen ist phänomenologisch: Die „admiration“ sei „ein plötzliches Überraschtwerden der Seele, mit der Folge, daß sie sich darauf verlegt, aufmerksam die Objekte zu betrachten, die ihr als selten und außergewöhnlich vorkommen“ (Art. 70). Die Überraschung (surprise) ist ein Erlebnis von Passivität: Das Überraschende „sur-prend“, packt, nimmt mit. Das Überraschtsein ist die Reaktion auf den Eindruck des „Seltenen und Außergewöhnlichen“, oder, wie es in Art. 53 in dreifacher Aufzählung heißt, darauf, daß wir das Objekt entweder „als neu einschätzen oder als sehr anders als das, was wir vorher schon kannten, oder anders als das, was es nach unserer Meinung sein mußte“.

Wichtig ist es Descartes, daß wir unser Wundern auf Gegenstände lenken, die seiner würdig sind: nicht auf alles Mögliche, wodurch eine orientierungslose Neugier gereizt werden kann, sondern auf Probleme, die zur Erweiterung des Wissens führen können; nicht auf das Wunderbare als solches, sondern auf das Wunderbare als Erklärbares; nicht auf das Erklärte, sondern auf das, was alle Erklärung ermöglicht. Man bewundert zwar die Automaten (die damals gerade eine Hochblüte ihrer Konstruktion hatten). Aber wer ihr Funktionieren durchschaut, ist vor ihrer Bewunderung gefeit. Man bewundert die Welt und besonders die Lebewesen in ihr. Aber all das kann man, nach Descartes, sehr gut automaten-analog verstehen. Ge-

rade diese Entzauberung aber, für die man der Physik von Herzen dankbar sein muß, läßt ein neues „mirum“, etwas in neuer Weise Wunderbares entdecken, was man vorher gar nicht oder nur vom Hörensagen kannte, nämlich: den eigenen Geist und das unendliche Licht des göttlichen Geistes. Dieser Zusammenhang ist der einzige Zusammenhang, an dem der natürliche Wille zu bewundern und zu staunen sich entfalten darf:

„Hier tut es gut, eine gewisse Zeit bei der Betrachtung Gottes selbst zu verharren und bei mir selbst seine Wesenseigenschaften zu erwägen, und die Schönheit jenes unermesslichen Lichtes, soweit es die Kraft meines verdunkelten Geistes ertragen kann, zu beschauen, zu bewundern und anzubeten.“¹⁴

Jüngere Würdigungen des Staunens

Die genannten klassischen Denker kommen darin überein, daß sie der Emotion des Sich-Wunderns eine notwendige Funktion für das Erwachen des Fragens zuschreiben, daß sie aber weit von einer schrankenlosen Rühmung dieses Affekts entfernt sind. Auf's Ganze gesehen soll sich das Verwundern im Wissen aufheben; und erst durch das wahre, das metaphysische Wissen hindurch erschließt sich jene Realität, die wahrhaft bewundernswert ist. Gegenstand des Sich-Wunderns sind immer einzelne Tatsachen- oder Wesenskomplexe, die sich abheben von anderem, das als selbstverständlich oder faktisch fragloser Hintergrund da ist.

In der jüngeren Zeit hingegen gibt es Rühmungen des Staunens, über die sich die Klassiker nur hätten wundern können. Denn der Gegenstand dieses Staunens ist das Faktische, nicht aber in seinem Verweischarakter auf Ursachen, sondern in seiner eigenen Dichte, und nicht dieses außergewöhnliche Faktische im Unterschied zu den gewöhnlichen Fakten, sondern das Faktische im ganzen, das freilich exemplarisch am einzelnen aufscheint.

Ernst Bloch ist so ein Rühmer des Staunens. Am Ende seines Büchleins „Spuren“, das Ganze abschließend, deutend, findet sich der schöne Text „Das Staunen“. Der Text nimmt seinen Ausgang bei einigen Sätzen aus Knut Hamsuns „Pan“: „Die ersten Regentropfen fielen. ‚Es regnet,‘ sagte ich. ‚Ja, denken Sie nur, es regnet,‘ sagte auch sie und ging bereits.“

„Ja, denken Sie nur, es regnet. Die das fühlte, plötzlich darüber staunte, war weit zurück, weit voraus. Wenig fiel ihr eigentlich auf und doch war sie plötzlich an den Keim alles Fragens gerückt. In der Jugend sind wir doch häufig so leer und rein gestimmt. Wir sehen zum Fenster hinaus, gehen, stehen, schlafen ein, wachen auf, es ist immer dasselbe, scheint nur in dem sehr dumpfen Gefühl: wie ist das alles doch unheimlich, wie übermächtig seltsam ist es, zu ‚sein‘ ...

So vor allem später, wenn man grade viel genauer fragt, scheinbar, und aufmerkt. Wenn man zu wissen glaubt, wieso eine Blume blüht und die ganz Bedürftigen sogar zu Hellsehern gehen und von Elfen reden, die das Blühen besorgen oder sind. Die Wissenschaft ermattet erst recht das fragende, bodenlose Staunen, ‚erklärt‘, wie dieses oder jenes entstanden sei, wie dieses wieder zu jenem komme, macht mit post hoc und propter hoc ihr abstraktes Rennen. ... Die Philosophen sind hierin etwas betroffener als

richtige oder okkulte Wissenschaft, das Staunen ist ihnen seit Platon eine ausgemachte Sache oder der Anfang; aber wieviele haben auch hier die Wegweisung des Anfangs behalten? Fast keiner hielt das fragende Staunen länger an als bis zur ersten Antwort; niemand hat die ‚Probleme‘, sich konkret ergebend, fortdauernd an diesem Staunen gemessen, sie als dessen Brechungen oder Verwandlungen gefaßt. Erst recht gelang es schwer, im Staunen nicht nur die Frage, sondern auch die Sprache einer Antwort ... zu vernehmen. Immerhin war der Anfang philosophisch nie ganz auszutreiben; er klingt in den großen Systemen bedeutend nach, ist, was den Metaphysiker von den bloßen Rechnungsräten der Welterklärung unterscheidet.“¹⁵

Bloch rühmt das Staunen, weil es den Bann des „allzu Vorhandenen“¹⁶ bricht. In ihm bricht auf, wie „unheimlich, seltsam“ es ist „zu sein“. Banale Dinge verlieren ihre Selbstverständlichkeit und gewinnen eine gewissermaßen magische Gegenwart. Das eigene Sein in der Welt-Heimat zeigt sich in seiner Un-heimlichkeit.

Dieses Staunen ist etwas anderes als das Staunen über außergewöhnliche oder neue Vorkommnisse; es ist natürlich auch nicht die Bewunderung von bestimmten Dingen oder Personen; es ist auch etwas anderes als das Sich-Wundern über Tatsachen, die es eigentlich nicht geben zu können scheint. Es ist mit anderen Worten eine andere Variante des Staunens als diejenigen Formen, die den großen Denkern der Tradition vor Augen standen. Wie verhält sich das von Bloch gemeinte Staunen zu den bisher behandelten Formen des (Sich-)Wunderns?

Bloch antwortet mit zwei Aussagen, die einander zu widersprechen scheinen. Auf der einen Seite behauptet er, im Staunen werde man „an den Keim alles Fragens gerückt“. Auf der anderen Seite wird betont, daß das „genauere“ Fragen mitsamt der aus ihm entstehenden Kunst der Erklärung (in mythischer oder ordentlich wissenschaftlicher Form) das „bodenlose Staunen“ „ermattet“. Der „Keim“ allen Fragens steht also offenbar zum entfalteten Fragen selbst in einer Spannung. Was ist das Staunen, das den „Keim“ des Fragens ausmacht? Es ist die Aufmerksamkeit auf das Selbstverständliche, mit anderen Worten das Ereignis, in dem das bisher nur praktisch Beanspruchte zum bemerkenswerten Phänomen wird und uns damit in einer neuen Weise, eben der des Schauens und Fragens, beansprucht¹⁷. Dieser Aufmerksamkeit soll eine eigene Zeit zugestanden werden, weil sie einen eigenen Sinn hat; man soll sie nicht gleich verbrauchen in der endlosen Mühe des „genaueren“ Fragens, das zudem bald unter das Joch der Wissensverwaltung zu kommen droht.

Die einzig legitime theorieartige Frucht des von Bloch gemeinten Staunens darüber, wie seltsam es doch sei, zu sein, ist der Frageimpuls der Metaphysik, freilich dort auch nur, solange er als Frageimpuls lebendig bleibt, d.h. solange in ihm das Erlebnis des Staunens nicht zugeschüttet wird, sondern noch nachzittert. Der Grund dafür muß darin liegen, daß sich die Sache der Metaphysik nicht anders als eben in solchem Staunen „gibt“¹⁸, das alle Versuche der Aufhebung ins Wissen (die ja doch wohl notwendig zur Metaphysik gehören) von vornherein überholt.

Als zweites Beispiel einer jüngeren Würdigung des Staunens möchte ich ein Gedicht von Franz Werfel¹⁹ aus dem Jahr 1943 anführen:

Ich staune

Ich staune, daß die rote Farbe rot ist,
Ich staune, daß die gelbe gelb erglimmt.
Ich staune, daß, was ringsum lebt, nicht tot ist,
Und daß, was tot ist, nicht ins Leben stimmt.

Ich staune, daß der Tag alltäglich nachtet,
Wenn ihm das Licht verwest zur Dämmerung.
Ich staune, daß frühmorgens überfrachtet
Von Sonnenglück, ein neuer kommt in Schwung.

Ich staune, daß durch alle Lebenssprossen
Das Männ- und Weibliche geschieden bleibt,
Und diese Zweiheit, niemals ausgenossen,
Als Wonne unsre Herzensfluten treibt.

Mein Staunen ist kein Forschen nach dem Sinne.
Mein Staunen ist des Sinnes selbst der Sinn.
Nur durch Erstaunung werd ich meiner inne.
Ich staune, daß ich staune, daß ich bin.

Werfel wundert sich natürlich nicht darüber, daß und warum etwas, das gelb ist, nicht beispielsweise rot ist. Er staunt ja über die gelbe Farbe, d.h. das Gelbsein selbst, und so darüber, daß alles das ist, was es ist. Es ist klar, daß dieses Staunen kein Wundern ist, das auf eine Erklärung eines kontingenten Sachverhalts aus anderen abzielt. Das Staunen soll sich nicht in einem Wissen aufheben, sondern soll bleiben: als eine einzigartige und unersetzliche Weise des Innewerdens. Das Staunen ist selbst eine Art von Sinnesorgan, und es trägt seinen Sinn in sich. Es bezieht sich auf ein Daß, ohne dieses durch ein Warum auf einen „Sinn“ (kausalen oder finalen Grund) hin aufzuheben, obwohl auch dies jederzeit möglich ist, dann aber als Folge eines andersartigen Staunens, nämlich eines solchen, das schon vom Gedanken des Grundes und damit des Wissens geführt ist²⁰. Das von Werfel erfahrene Staunen steht nicht vor der Wissenschaft noch an deren Ende. Es steht einfach als (mindestens) gleichwertige Möglichkeit neben jenem Sich-Wundern, das den Anfang des Warum-Fragens und damit der Wissenschaft ausmacht.

Wurfels „Staunen“ entläßt keinerlei Fragen aus sich. Es genügt sich selbst. Es bleibt dem Erleben bzw. dem Wahrzunehmenden ganz nah. Dennoch ist das Staunen als solches nicht einfach Wahrnehmen. Es drückt auch eine Distanz dazu aus, eine Reflexion. Was im Staunen liegt, nämlich der Charakter des Unselbstverständlichen oder Wunderbaren, geht über das bloße, noch so reine Wahrnehmen²¹ hinaus. Nicht durch dieses allein, so absolut unverzichtbar es ist, „werd ich meiner inne“, sondern nur durch das hinzukommende Staunen, ja durch das Staunen über das Staunen. Und, was bei Bloch kaum angedeutet ist, tritt bei Werfel deutlich heraus²²: Zu jenem fundamentalen Staunen gehört die Entdeckung, daß es, so wie es im

wesentlichen ist, auch gut ist. „Ich staune“, heißt dann auch: Ich finde es gut, ja preiswürdig, daß es so ist.

Staunen und Fragen heute

Die Weise, wie Bloch und Werfel vom Staunen sprechen, drückt eine gewisse Distanz aus gegenüber der „Erklärung“ und der „Forschung nach dem Sinn“, die doch unweigerlich zur Wissenschaft gehören. So ist zu fragen: Wie steht es heute mit dem Verhältnis des wissenschaftlichen Fragens zum Staunen, und zwar weniger der Wirklichkeit als vor allem der Möglichkeit nach? Zuerst sollen ein paar Worte gesagt werden zur Rolle des Staunens für die Einzelwissenschaften, dann für die Philosophie.

Die Suche nach Begriffen und Theorien, die im Sinn einer Reduktion des Unbekannten auf Bekanntheit leistungsfähig sind, ist nur die eine konstitutive Dimension des wissenschaftlichen Tuns. Die andere ist das Bewegtwerden durch das Staunen. Die beiden Dimensionen liegen auf verschiedenen Ebenen: auf der der Vernunft, die operiert, bzw. auf der der Vernunft, die „ekstatisch“ von ihrer Sache bestimmt ist. Es besteht deshalb kein Gegensatz zwischen ihnen, sondern vielmehr eine Komplementarität.

Das zur Bewegung der Wissenschaft selbst gehörende Staunen hat zwei Formen, die sich gegenseitig ergänzen bzw. ergänzen sollten. Die eine Form haben wir anhand der Aussagen der Klassiker über das Sich-Wundern kennengelernt; sie ist auch heute unverändert gültig. Die andere Form ist das Staunen über die Möglichkeit der Wissenschaft selbst, mit anderen Worten das Staunen über die Logoshaftigkeit der Wirklichkeit, über ihre gesetzmäßige hochkomplexe Ordnung. Dieses Staunen steht wohl oft am Anfang des Entschlusses, sein Leben der Wissenschaft zu widmen. Anders als das erstgenannte, je partikuläre Staunen löst es sich nicht immer wieder auf, sondern vertieft sich im Fortschritt der Wissenschaft.

So gehört zum spezifischen Können, zur „Macht“ des Wissenschaftlers nicht nur, wie Francis Bacon herausgestellt hat, die Macht, die durchschauten Naturvorgänge zu steuern, sondern auch das Vermögen, seine Mitmenschen das Staunen zu lehren über die logoshafte Natur selbst. Da staunt ein Mensch zum Beispiel über eine Blume oder über einen Vogel²³. Ausgehend von jenem Interesse kann ihm nun von einem Wissenschaftler eine weitere Form des Staunens eröffnet werden, zu der er allein nicht leicht hätte kommen können: Staunen über den Aufbau dieses Lebewesens, über seine Gewebestruktur, über die sein Leben tragenden biochemischen Vorgänge, über die hochkomplexe Geschichte seiner phylo- und ontogenetischen Entstehung. Dieses Staunen muß das erste, naive nicht vernichten; es vertieft und ergänzt es.

Wie kommt es nun aber, daß Wissenschaft nicht nur als große Lehrerin des Staunens wirkt, sondern auch so wirken kann, daß das Ergebnis ein blasiertes Besser-

wissen und eine sinnlose Welt sind? Ich vermute, daß hier im wesentlichen zwei Gründe eine Rolle spielen.

Ein erster Grund liegt in der Zweideutigkeit des Sich-Wunderns und Bewunderns selbst, die ja zu Recht schon von den Klassikern herausgestrichen worden ist. Das Erstaunliche hat eine gewisse Nähe zum Unheimlichen und damit Angstmachenden. Wird dasjenige, was einem Angst gemacht hat, als etwas entlarvt, was von gleicher Art wie das Vertraute ist, so ist man froh. Kommt beispielsweise hinter dem beunruhigenden Anblick eines Meteors oder hinter dem beängstigenden Gefühl des Krankseins eine vertraute Ursachenkonstellation hervor, so ergibt sich gleich eine gewisse Bannung des Unheimlichen. In der Tat: Jede hieb- und stichfest begründete Entlarvung eines nur scheinbar staunens- und verehrungswerten oder beirrenden Phänomens ist, so weh die Enttäuschung im Einzelfall tun mag, aufs Ganze eine Wohltat.

Daraus ergibt sich aber leicht der generalisierte Verdacht, alle Phänomene dieser Art seien im Grund nichts anderes als die zu Recht entzauberten, und die Verwechslung des Sich-Wunderns, ohne das es keine Wissenschaft geben kann, mit einem unfreien Gebanntsein durch das Undurchschaute. So aber kommt es zu der Gefahr, daß ein prinzipielles Mißtrauen auch jenes fundamentale Vertrauen zersetzt, das zur weltoffenen, staunensbereiten Haltung des Wahrnehmenden gehört. Es kommt zur Unfähigkeit zu staunen, und zwar paradoxerweise. Denn der Mensch will doch gerade deswegen nicht an der Nase herum geführt werden, weil er auf der Suche nach dem ist, was es verdient, sein Staunen zu empfangen.

Ein zweiter, viel wichtigerer Grund liegt wohl darin, daß das berechtigte Staunen über die Leistungen der Wissenschaft das viel berechtigtere Staunen über den inneren Struktur-Reichtum ihrer Gegenstände verdrängt hat. Das wiederum hängt damit zusammen, daß ein pragmatistisches Selbstverständnis des Wissenschaft-Treibens das ursprüngliche Ideal der freien und selbstzwecklichen Theorie überdeckt.

Wie ist das nun in der *Philosophie*? Was Philosophie sei, soll hier nicht irgendwoher genommen werden. Vielmehr soll versucht werden, jene bestimmte Weise des Staunens zu umschreiben, aus dem ein Fragen so hervorgeht, daß es „philosophisch“ genannt werden muß, d.h. ein Fragen, das sich nicht in einzelwissenschaftliche Teil-Fragen und -Disziplinen auflösen läßt. Wir staunen zum Beispiel vor dem Phänomen der Ordnung in der Natur überhaupt, vor dem Phänomen des Schönen, der Güte. Wir stoßen auf die Unselbstverständlichkeit der Tatsache, daß es so etwas wie ein Bewußtsein gibt, daß es überhaupt Seiendes gibt. Der Versuch, derlei Phänomene zu erhellen, ist Philosophie.

Solche Erhellung ist kein Erklären, kein Begreifen eines Phänomens aus einem umfassenden Systemzusammenhang. Ist ihr Gegenstand doch kein einzelnes, sondern das Faktum des Seins überhaupt, nach den verschiedenen Grundweisen seiner Entfaltung. Es ist eine höhere, staunenswerte Art von Faktizität, die nicht mit der niederen, unter Begriffen stehenden, zu verwechseln ist. So spricht etwa Edmund

Husserl vom „Wunder aller Wunder“ des reinen Bewußtseins²⁴. Oder Martin Heidegger nennt es das „Wunder aller Wunder: daß Seiendes ist“²⁵. Woher sollte das Faktum des Seienden erklärlich und so verständlich werden? Das Verstehen erbringt gerade das Staunen vor der Unselbstverständlichkeit, indem es die dumpfe Selbstverständlichkeit des zum Alltag gehörenden Seinsglaubens auflöst. Aus dieser Gedankenlosigkeit, die Wunder höchstens im Außerordentlichen kennt, wachen wir aus irgendeinem geringen Anlaß („Ein Tropfen fällt, und es ist da...“²⁶) auf, in das wache Staunen hinein. Und diese Wachheit können und wollen wir nicht wieder aufgeben zugunsten eines Bescheidwissens. Nur wenn dies, daß das Seiende ist und daß ein Wissen von ihm möglich ist, etwas bleibend Staunenswertes ist, kann auch die einzelwissenschaftliche Forschung, wenn sie sich mehr und mehr von der Philosophie emanzipiert, doch im Bereich des Staunenswerten bleiben. Andernfalls wäre der Akt ihrer Selbstkonstitution unmittelbar der Übergang vom Staunen als einer infantilen Form des Geistes zum Bescheidwissen als der Unterjochung des Objekts unter das Subjekt, das selbst vom Objekt nichts mehr empfangen kann und so zur Sinneutralisierungsmaschine wird.

Doch: Je weiter die Entwicklung der Philosophie fortschritt, desto formelhafter wurde das Bekenntnis zur Fruchtbarkeit des Sich-Wunderns, desto mehr galt es als Tugend der Anfänger, nicht der Fortgeschrittenen. Das liegt vor allem daran, daß das Sich-Wundern nur funktional gesehen wurde: als Aufspringen jenes Fragens, das nichts anderes ist als nur die erste, noch leere Form des Wissens. Und das wiederum lag wohl daran, daß a priori das Sein in der Form des Gewußt- und Begründetseins vorausgesetzt wurde. In der Stimmung des Sich-Wunderns, wie sie unter dieser Voraussetzung verstanden wird, springt die Inkongruenz zwischen dieser Überzeugung und den Phänomenen auf. Insofern ist der, der sich wundert, zugleich (an Wissen) reich und arm: arm genug, um nach Wissen streben zu müssen, aber auch reich genug, um danach streben zu können²⁷. Diese Inkongruenz muß der Kongruenz weichen; daß sie aufspringt, ist dennoch sinnvoll, denn nur so kann es zum konkreten Wissen kommen. Daher die klassische Schätzung des Sich-Wunderns, daher aber auch das nur begrenzte Ausmaß dieser Schätzung.

Doch hat das Staunen letztlich eine andere Struktur als die, die sich uns bei den antiken, mittelalterlichen und klassisch modernen Philosophen zeigte. Es hebt sich nicht selbst auf, wenn der Geist, der durch es in Bewegung versetzt worden war, seine Arbeit getan hat²⁸.

ANMERKUNGEN

¹ Der Tagesspiegel, 27.3.2001.

² Platon, Theaitetos, 155 D.

³ Platon, Symposion, 210 E.

⁴ Vgl. Platon, Phaidros, 250 A.

⁵ Aristoteles, Metaphysik, A 2, 982 b 11–13.

⁶ Ebd. A 2, 983 a 12–16.

⁷ Ebd. A 2, 983 a 20.

⁸ Ebd. A 2, 982 b 17–20.

⁹ Ebd. XII 7, 1072 b 3.

¹⁰ Ebd. XII 7, 1072 b 24–26.

¹¹ Thomas von Aquin, S. Th. I, q. 12, a 1.

¹² Ebd. I, q. 105, a 7.

¹³ Ebd. III, q. 30, a 4 ad 2.

¹⁴ R. Descartes, Meditationes de prima philosophia (1641) III, 39.

¹⁵ E. Bloch, Spuren (1939), in: ders., Werkausgabe Bd. 1 (Frankfurt 1969) 216f. Der Text ist hier gekürzt wiedergegeben.

¹⁶ E. Bloch, Geist der Utopie, zweite Fassung (1923), in: ders., Werkausgabe Bd. 3 (Frankfurt 1964) 261. Das „allzu Vorhandene“ steht im Gegensatz zum wahrhaft Gegenwärtigen: vgl. dazu G. Haefner, In der Gegenwart leben (Stuttgart 1996).

¹⁷ Diese Verwandlung liegt tiefer als das von den Klassikern thematisierte Pathos des „thaumázein“ bzw. der „admiration(n)“. Im Vergleich zum Sich-Wundern über das Ungewohnte und Neue, das ja immer nur ein Ausschnitt aus dem Feld der Erfahrung sein kann, bezieht sich das hier besprochene Staunen auf alles mögliche und nicht zuletzt gerade auf das Gewohnte und Alte. Vergleicht man es mit dem Sich-Wundern über das scheinbar Unmögliche, so ist es fundamental: Es macht nicht schon theoretische Voraussetzungen und es betrifft die Vergegenständlichung als solche.

¹⁸ Das meint Bloch wohl mit dem Ausdruck „die Sprache einer Antwort“. Die „Sache“ der Metaphysik ist also von deren Anfang her zu verstehen, nicht von deren Ende (Resultat) her.

¹⁹ F. Werfel, Gedichte aus den Jahren 1908–1945 (Frankfurt 1993) 157.

²⁰ Vgl. M. Heidegger, Der Satz vom Grund (Pfullingen 1957).

²¹ Dieses ist freilich der *Boden* des Staunens: „... ein Blick, der betrachtet, ohne zu fragen, der sieht und weiter nichts – ... ein Blick, der in der vollkommenen Stille des Geistes nicht nimmt, sondern empfängt, (wäre) der einzige Blick, der uns wirklich retten könnte – jungfräulich gegenüber jeglicher Frage, unberührt noch vom Laster des Wissens“ (A. Baricco, Oceano Mare, dt. München 2001, 46f.).

²² „Sonnenglück“; „diese Zweierheit, niemals ausgenossen, / Als Wonne unsre Herzensfluten treibt“.

²³ Vgl. B. v. Wulffen, Von Nachtigallen u. Grasmücken. Über das irdische Vergnügen an Vogelkunde u. Biologie. (Frankfurt 2001) als ein Modell für die Verbindung von staunendem und wissenschaftlich-forschendem Naturzugang.

²⁴ E. Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie u. phänomenologischen Philosophie, III. Buch, Husserliana, Bd. V (Den Haag 1953) 75.

²⁵ Nachwort zu: Was ist Metaphysik?, in: Wegmarken (Frankfurt 1967) 103.

²⁶ Bloch (A. 16) 243f.

²⁷ Vgl. Platon (A. 3) 203 E, nach dem der nach Wissen strebende Eros in der Mitte zwischen Wissen und Unwissenheit steht.

²⁸ Eine ausführlichere Fassung dieses Aufsatzes, in der auf die Äußerungen der Klassiker über das Staunen näher eingegangen wird, erscheint in der Festschrift für Günther Pöltner zum 60. Geburtstag: Orte des Schönen. Phänomenologische Annäherungen, hg. v. R. Esterbauer (Würzburg 2002).